

Die Erschöpfungsgeschichte der Banken

Inmitten der Krise des europäischen Finanzmarktsystems wird der Ruf lauter, neue Regeln für den Umgang mit Geld zu etablieren: Felix Martin und Christian Felber gehen das Thema auf ganz unterschiedliche Weise an – was sich für den Leser als Gewinn herausstellt.

Die Instabilität und Krisenanfälligkeit unseres Geld- und Finanzsystems und ihre teilweise verheerenden Wirkungen sind zu einem allgegenwärtigen Gegenstand des öffentlichen Bewusstseins geworden. Vermehrt kommt es in letzter Zeit daher zum umfassenden Nachdenken über das vorherrschende Verständnis von Geld als zentraler Steuerungsinstitution unserer Wirtschaft. Dabei verliert die ökonomische Standardtheorie die alleinige Deutungshoheit allmählich und wird durch heterodoxe Ansätze ergänzt.

Zu den neueren lesenswerten Beiträgen dieser Debatte gehören Christian Felbers „Geld. Die neuen Spielregeln“ sowie das jüngst auf Deutsch erschienene „Geld. Die wahre Geschichte“ des britischen Ökonomen und Althilologen Felix Martin. Beide Bücher erörtern aus unterschiedlichen Perspektiven Möglichkeiten der demokratischen Kontrolle von Geld.

In seiner „unautorisierten Biographie“, so der Originaltitel, schildert Felix Martin höchst anschaulich und unterhaltsam die Geschichte des Geldes. Er will helfen, das Verständnis dessen, was Geld eigentlich ausmacht, zu erweitern und der Realität anzupassen. Martin wendet sich gegen die weitverbreitete Auffassung von Geld als einer Sache, einer besonderen Ware, die sich aufgrund ihrer natürlichen Eigenschaften wie etwa Haltbarkeit und Knappheit auf dem Markt als Geld herausgebildet hat. Für ihn ist Geld eine „soziale Technologie“, ein auf einer abstrakten Werteinheit basierendes System von Kreditkonten sowie ihrer Verrechnung. Es ist eine spezifische, übertragbare Form von Kredit. Münzen und Banknoten können zwar als Geldzeichen auftreten, aber ihr Wert fußt nicht auf ihrem Eigenwert oder einem Realwert, den sie unmittelbar repräsentieren, sondern auf dem Vertrauen auf den Aussteller.

Martin vertritt somit die sogenannte Kredittheorie des Geldes, welche lange Zeit eine Außenseiterposition am Rande der Wirtschaftswissenschaften fristete, in jüngster Zeit aber wieder breitere Aufmerksamkeit erhält. Er will zeigen, dass diese Auffassung die längste Zeit in der Geschichte geteilt wurde – bis sich die moderne Wirtschaftswissenschaft herausbildete. In Martins Erzählung kommt John Locke die Rolle zu, die Geldtheorie langfristig auf einen Irrweg gebracht zu haben. Dieser Irrweg besteht darin, Geld als einen „trägen Klumpen Metall“ und seinen Wert aus dem Naturalwert von etwa Gold oder Silber abzuleiten. Für Martin versperrt diese Vorstellung eines natürlichen Geldwertes aber den Blick auf systemimmanente Instabilitäten oder ist sogar deren Ursache.

Besonders anschaulich nutzte Martin eine Vielzahl von historischen und anthropologischen Forschungen, um seine Geldkonzeption zu illustrieren. So schil-



Neu gebaut auf Ruinen: Das Ende vom Kapitalismus ist noch nicht in Sicht; aber so weiterzuwursteln wie bisher erscheint auch nicht ratsam – das Gebäude der Europäischen Zentralbank im Frankfurter Ostend

Foto dpa

dert er das Steingeld auf der Pazifikinsel Yap, wie es von einem britischen Anthropologen bereits um 1900 beschrieben wird. Dieses Geld bestand aus riesigen, kaum zu transportierenden Steinscheiben. Bei einem über Geld vermittelten Tausch ging das Eigentum an der „Münze“ an eine andere Person über, ohne dass der Stein tatsächlich hätte physisch übertragen werden müssen – die Inselbewohner wussten genau, wem das Geld nun gehörte.

Sogar ein Stein, der auf der Überfahrt zur Insel im Meer versank, wurde weiterhin als Geldvermögen akzeptiert. Schließlich dienten die Steine eher als Verrechnungseinheit denn als wertvolles Tauschmittel, und die tatsächliche Verfügungsgewalt über die Steine war für die Funktion als Geld unerheblich.

Martins spannendes Buch ist bei allem theoretischen Gehalt voller solcher Erzählungen und Begebenheiten aus den letzten Jahrtausenden. So führt er uns in die Gesellschaft Homers, in der es noch kein Geld gab. Beute, Gabentausch und das gemeinsame Opfermahl unter Stammesgenossen waren stattdessen die zentralen wirtschaftlichen Institutionen. Martin zeigt, wie aus der Vorstellung der Gleichheit der Stammesgenossen letztlich die Idee eines universellen ökonomi-

schen Wertes erwuchs. Und diese Idee ist es, die es erlaubt, völlig verschiedene Dinge miteinander zu vergleichen und zu tauschen. Sie bildet gemeinsam mit den technologischen Innovationen Mesopotamiens – Schrift, Arithmetik, Buchführung – den Grundstein unseres Geldes.

Aber Martins Analyse verweist nicht nur auf die europäische Antike, sondern auch auf das China der Han-Dynastie sowie auf mittelalterliche und frühneuzeitliche Handelsnetzwerke und Innovationen wie etwa Wechselbriefe. Ausführlich berichtet er von wiederkehrenden Krisenkonstellationen, vom Entstehen moderner Zentralbanken – der großen monetären Übereinkunft zwischen Staat und Finanzkapital – und legt den grundsätzlich politischen Charakter von Geld sowie die Machtkämpfe um die Ausgestaltung des Geldsystems dar.

Gerade diese Kultur- und Ideengeschichte des Geldes und der politischen Einflussnahme auf das Geld gehören zu den großen Stärken des Buches. Seine kurze Skizze möglicher Reformen fällt demgegenüber eher knapp aus. Er argumentiert für eine stärkere demokratische Kontrolle des Geldes und für die Politisierung der Zentralbanken.

Wer nach dieser hervorragenden Lektüre konkrete Lösungsvorschläge ver-

misst, kann gut zu Christian Felbers Buch greifen. Felber diskutiert ausführlich viele solcher Vorschläge, welche die Spielregeln einer reformierten Geldverfassung ausmachen könnten. Dabei sind für ihn Themen der Finanzmarktregulierung und der Steuersysteme ebenso wichtig wie Fragen der Geldschöpfung. Die beiden Bücher ergänzen sich nicht nur deshalb, weil sie gänzlich verschiedene Schwerpunkte setzen.

Felber geht es nicht um eine historische Analyse oder die Frage nach der sozialen Natur von Geld an sich, sondern unmittelbar um eine Neugestaltung des Geld- und Finanzsystems sowie der Besteuerung. Im Gegensatz zu Martin möchte er Fehler im Geldsystem nicht verbessern, um die Funktionsfähigkeit der kapitalistischen Wirtschaft zu erhalten, sondern er sieht in einem demokratisch legitimierten Geldsystem ein Instrument der Gemeinwohlökonomie. Daher behält Felber auch ökologische Wirkungen des Geldsystems stärker im Blick. Er möchte grundlegend das Zielssystem des Wirtschaftens verändern, weg von reinem Gewinnstreben hin zu Gemeinwohlorientierung und Bedürfnisbefriedigung.

Hierzu stellt die Geldordnung für ihn ein geeignetes Mittel dar. Es geht ihm im-

mer auch um eine Regionalisierung der Wirtschaft und ganz grundlegend um direkte Demokratie. Das Buch ist eine Art Streitschrift und möchte zur breiten Diskussion anregen – dass diese kontrovers verlaufen muss, ergibt sich aus der Lektüre des Buches.

Felbers Beitrag liest sich zu einem als Handlungsanleitung, wie durch kommunale Geldkonvente die Geldordnung neu und demokratisch bestimmt und dieser Prozess organisiert werden kann. Zum anderen liefern die von ihm vorgeschlagenen Fragen, die auf solchen Konventen diskutiert werden können, eine umfassende inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Status quo und alternativen Reformvorschlägen. So befürwortet er die Vollgeldreform, durch die den Privatbanken das Recht auf Geldschöpfung entzogen werden und Geldschöpfungsgewinne dem Staat zukommen sollen.

Der gedanklich experimentierfreudige Autor beschränkt sich aber nicht auf eine Reform der Geldschöpfung, sondern liefert eine breite Palette von Vorschlägen zur aktiveren Regulierung. Beispiel Kreditvergabe: Hier sollten nicht nur Rentabilität des Investitionsvorhabens, sondern auch ethische Kriterien beachtet und ökologische und soziale Wirkungen berücksichtigt werden. Weitere Beispiele

machen die Eindämmung von Finanzmarktspekulationen, die Neugestaltung des internationalen Währungssystems oder die Besteuerung von Erbschaften aus.

Die Tatsache, dass die Debatte um Geld langsam Feuer entfacht und zur Diskussion von Alternativen führt, kann nur begrüßt werden. Und diese beiden Bücher liefern nicht nur Stoff zum Nachdenken, sondern auch einige überraschende Antworten.

PHILIPP DEGENS

Felix Martin: „Geld“. Die wahre Geschichte über den blinden Fleck des Kapitalismus. Aus dem Englischen von Thorsten Schmidt. Deutsche Verlagsanstalt, München 2014. 432 S., geb., 22,99 €.



Christian Felber: „Geld“. Die neuen Spielregeln. Deuticke Verlag, Wien 2014. 304 S., geb., 18,90 €.



Darauf eine Flasche Friseur!

Peter Wawerzinek erzählt in „Schluckspecht“ die abgründige Biographie eines traurigen Trinkers

Die künstlichen Paradiese sind von jeher nicht nur Gegenstand zahlloser Texte, sondern gleichermaßen auch alltägliche Obsession unzähliger Autoren gewesen. Und wenn auf der einen Seite immer wieder, allen voran in der literarischen Romantik, die transzendentalen Qualitäten des Rausches beschworen worden sind, dann fehlt es auf der anderen Seite doch auch nicht an Zeugnissen der lebensweltlichen Misere, die auf den übermäßigen Konsum allen voran des Alkohols folgen. Die Tradition der Rauschverarbeitung reicht vom philosophisch-ästhetischen Essay über das subversive Poem – man denke etwa an Jerofejew „Reise nach Petuschki“ – bis zur biographisch grundierten Erzählung im Stile Falladas.

Scheint bei allen Variationen eine gewisse Grunderfahrung des Autors unabdingbar, dann hat Peter Wawerzinek mit „Schluckspecht“ zweifelsohne einen besonders dicht an der Wirklichkeit entlang erzählten Roman geschrieben. Wie schon in „Rabenliebe“ aus dem Jahr 2010 rückt der 1954 in Rostock geborene Wawerzinek auch in seinem neuen Roman offensichtlich das eigene Leben in den Mittelpunkt seiner Literatur. Oder mehr noch: Er verwandelt seine Biographie als Alkoholiker in Literatur. Abweichungen in der Engführung mag nur derjenige entdecken,

der die prosaischen Details dieser Biographie kennt.

„Schluckspecht“ beginnt schillernd und endet poetisch. Was dazwischen liegt, ist eine in ihrem Elend kaum zu ertragende Folge von Abstürzen, der Weg eines jungen Mannes in eine Sucht, die ebenso sinnlos erscheint, wie ihr einziger Sinn doch immer wieder allzu deutlich zutage tritt: die Selbstzerstörung. Die Mutterlosigkeit ist das furchtbare Trauma von Peter Wawerzinek, der als Zweijähriger, verwahrlost, von seiner Mutter, die sich in den Westen absetzte, zurückgelassen wurde. Er wuchs in verschiedenen Heimen und bei Pflegeeltern auf.

Die Geschichte, die er in „Schluckspecht“ erzählt, ist leicht verschoben, aber doch eine ähnliche. Die Mutter des Ich-Erzählers ist Schauspielerin, die keinen Kopf und kein Herz für ihren Sohn hat, deshalb lebt er bei Tante und Onkel. Wollte man im traurig-ironischen Duktus des Romans bleiben, müsste man sagen: Zunächst einmal ist der Erzähler eher ein Spuckspecht als ein Schluckspecht, ein Kind, das alle Nahrung wieder erbricht, voller Wut ausspeit, sich mit all seiner kindlichen Kraft dagegen sträubt, ein lebensfähiges Wesen zu werden. Natürlich aber wird der Junge zu einem Schluckspecht, der indes vollends an-

ders aussieht, als er sich in der Vorstellung des Jungen verankert hat: „Er trägt einen roten Hut. Er hat einen langen Hals aus Glas, eine Kugel zum hinteren Ende hin ist der Bauch. Er senkt sich zu einem Becher vor sich, nippt von der Flüssigkeit.“

Im grellen Kontrast zu diesem possierlichen Bildchen steht das Antlitz der Sucht, das Wawerzinek schildert. Das Zum-Trinker-Werden ist bei ihm von Beginn an ein Kampf. Ein Kampf gegen die Freunde, die weitaus mehr vertrauen als der Erzähler selbst. Ein Kampf gegen die Übelkeit, ein Kampf gegen den Kater. Und es ist ein Ertragen der eigenen emotionalen und körperlichen Ausbrüche und Ausfälle, der Anfälle von Bösartigkeit, die mit dem Trinken verbunden sind. Rausch scheint für diese Zustände eine zu euphorische Bezeichnung.

Nur hin und wieder blitzen einige wenige Momente auf, aus denen sich immerhin die Idee einer kreativen Kraft des Alkohols herauslesen ließe. Wenn Wawerzinek etwa beschreibt, wie sich die Sprache nach und nach verselbständigt: „Wenn ich betrunken bin, kann es passieren, dass ich ‚Leier‘ statt ‚Eier‘ und ‚Friseur‘ statt ‚Likör‘, ‚Falsche‘ statt ‚Flasche‘ und ‚gestunken‘ statt ‚getrunken‘ sage. Aus ‚Rumtopfmädel‘ wird ‚Brummkopfschä-

del‘. Und immer wieder kommen so lustige Sätze zustande wie: Au Backe, da muss ich eine flatsche Leierfalsche Liköll gestrunken haben.“

Dass sich auch im Erzählen etwas verselbständigt, ist die markanteste Erfahrung der Lektüre dieses Romans, der den Leser schon nach wenigen Seiten einigermaßen schwindlig werden lässt, wenn – ähnlich dem Zustand in einer Kneipe – auch die Episoden mal übergangslos nebeneinanderstehen, mal in einem leicht variierten Loop immer wieder von vorne beginnen. Es bedarf daher, für den Roman als auch für das Überleben des Erzählers, einer Art lebensweltlichen Deus ex Machina, der dem Geschehen ein Ende bereitet: ein bestechend unkonventioneller Arzt, der den Erzähler immerhin so weit therapiert, dass er nicht nur überlebt, sondern mit dem Schreiben beginnen kann.

WIEBKE POROMBKA

Peter Wawerzinek: „Schluckspecht“. Roman. Galiani Verlag, Berlin 2014. 464 S., geb., 19,99 €.



Wo Hitler Zuhörer war

Eine großdeutsche Ausgrabung bei Duncker & Humblot

Der Verlag Duncker & Humblot hat eine „Ökonomische Theorie der Moral“ (Volkswirtschaftliche Schriften, Band 566, 263 Seiten, Berlin 2014, 68,90 €) des Österreicher Kurt Holzer ins Programm aufgenommen, die seinen Landmann Othmar Spann (1878 bis 1950) als einen „unserer großen, aber unzeitgemäßen Denker“ würdigt. Holzer schreibt Spann eine „bedeutende Pionierleistung“ zu, denn seine „Ganzheitslehre“ sei „in ihrer logischen Geschlossenheit beeindruckend“. Spann war Vorstandsmitglied eines Bundes für deutsche Kultur und Herausgeber der Zeitschrift „Ständisches Leben“. Im Auditorium der Universität München sprach er 1929 über „Die Kulturkrise der Gegenwart“. Prominentester Zuhörer: Adolf Hitler.

In Anwesenheit seines Landmanns forderte Spann als „dritten Weg“ zwischen Demokratie und Marxismus den autoritären Ständestaat. Spann war Mitglied der NSDAP, sein „Kampfbund für deutsche Kultur“ eine Gründung von Alfred Rosenberg. Spann und seine Anhänger schlugen vor, die Juden auf deutschem Territorium in „Reservaten“ zu konzentrieren, wo sie weitgehend ohne Rechte leben sollten. Spanns ökonomische Theorien sind verschwurbelt, seine Theorie, nach der

„jedes Sein die Verwirklichung des Gesollten“ sei, wird von Holzer mit dem „Denken und der politischen und sozialen Lage des beginnenden 20. Jahrhunderts“ entschuldigt: „Der aufgeklärte und geschichtskundige Bürger von heute lebt aus einem anderen Erfahrungsschatz, über den die Welt des Othmar Spann nicht verfügte.“

Es scheint indes wenig wahrscheinlich, dass Spann keinen Zugang zu dem hatte, was David Hume 1739 in seinem „Treatise of Human Nature“ schrieb. Nach dem Zweiten Weltkrieg durfte Spann nie wieder lehren. Holzer ließ ihn jedoch bereits 1964 in seiner Promotion „Theorie des Datenrahmens“ aufleben. Auch dieses Werk erschien bei Duncker & Humblot. Schiffbruch erlitt der Verlag jüngst, als er eine Spengler-Biographie von Sebastian Maass aus dem Programm nahm, um – so die Begründung – „gegen eine Vereinnahmung für die politische und ideologische Agenda des Autors zu sorgen“. Damals hätte bereits auffallen können, dass ebendieser Maass in einem anderen Verlag das Werk „Dritter Weg und wahrer Staat: Othmar Spann – Ideengeber der Konservativen Revolution“ herausgegeben hatte. Für dieses Buch wird mit den Worten geworben, Spann sei ein „großdeutsch gesinnter Denker“ gewesen.

JOCHEN ZENTHÖFER